

Leseprobe aus:

Sebastian Schnoy

Heimat ist, was man vermisst



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

INHALTSVERZEICHNIS

Teil I: Warum laufen wir davon?

11

New York, JFK International Airport

Es gibt kein richtiges Brot

13

Sunset Motel, Key West, Florida

Heimweh nach Kastanien

29

Carslon Road, Galway, Ireland

Hänschen klein in Connemara

39

Clausthal-Zellerfeld, Pension Gisela

Gepflegte Gastlichkeit

53

Brocken im Harz – ein deutscher Berg

Lustig schmettert das Horn

63

Teil II: Wer sind wir?

79

Solange das Deutsche Reich besteht,
werden alle Schrauben nach rechts gedreht

Gründlich daneben

81

Spazieren – zur Not auf allen vieren

Wir sind doch nicht aus Zucker

91

Apokalypse in Einmachgläsern

Weltschmerz

97

Warum jeder Deutsche an eine Verschwörung glaubt

Die da oben

109

Wenn Deutsche streiten

Versöhnen statt spalten

121

Was ist schon eine Nation

Elternland

135

Und raus bist du

Muttersprache

143

Kindheit ist der Heimat wichtigster Grund

Fällt er in den Sumpf

155

Wer ist mal wieder schuld? Die 68er!

Muss Deutschland sterben?

165

Teil III: Wohin gehen wir?

177

Kein Bier vor vier – von deutschen Traditionen

Abendbrot

179

Alle viere gerade

Feierabend

193

Playa de Palma im November – ein Epilog

Die Möglichkeit einer Insel

201

Kleine Heimaten

213

Danksagung

221

TEIL I

Warum laufen wir davon?

Es gibt kein richtiges Brot

*«Wo ich meinen Hut hingäng,
da bin ich zu Hause.»*

UDO LINDENBERG

Frage mich bis vor kurzem eine Französin oder ein Brite, was Heimat für mich ausmache, antwortete ich, dass mir dieser Begriff nichts bedeute. Schließlich war ich zuallererst Kosmopolit, Europäer, wenn nicht Weltbürger und erst zuletzt und nur, wenn es unausweichlich war: Deutscher. Ich fühlte mich an vielen Orten wohl und zu Hause, war gerne unterwegs und bin es auch heute noch. Einen Vielflieger wie mich erkennt man schon beim Securitycheck. Mit einem routinierten Handgriff lege ich Gürtel, Laptop und Armbanduhr separat auf das dafür vorgesehene Plastiktablett, und zwar, bevor der Zuständige hinter dem Fließband mich hierzu auffordert. Ich habe weder Münzen noch sonstige Metallgegenstände in der Tasche, halte die Abfertigung nicht unnötig auf, kurz: Bei mir piept es nicht. Am Flughafen zeigt sich schnell, wer zum ersten Mal aus dem deutschen Wald gelassen wurde. Mit aufgerissenen Augen schieben sich Helgas und Erwins durch die falschen Schlangen. Sie bringen die Schleuse so oft zum Piepen, dass die Sensoren qualmen, und rufen laut: «Also, nun habe ich aber wirklich nichts mehr!» Dann wird ihnen ein Schweizer Offiziersmesser aus der Tasche

gezogen. Ich habe ohne Übertreibung einmal beobachtet, wie jemand eine kleine Motorsäge abgeben musste. «Davon stand aber nichts auf dem Schild!», beschwerte sich dieser Freak auch noch. Vielleicht wollte er sie ja in der Kabine anwerfen, wenn das Personal nicht schnell genug nachgeschenkt hätte? Später beobachtete ich den Waldarbeiter am Stand von *Barclaycard*. Die nervigen Verkäuferinnen dieser Kreditkartenbank bauen immer dort ihre Tischchen auf, wo es die Reisenden besonders eilig haben, und überraschen sie mit Fragen, auf die sie sich ein «Ja» und damit Indizien auf ein mögliches Geschäft erhoffen. «Fahren Sie gerne in Urlaub? Sind Sie aus Deutschland?» Während der Waldarbeiter in ein Gespräch vertieft wird, kann ich die Kreditkartenverkäufer mit einem knurrigen «No, I go to Takatukaland, business, Nucleartechnik» abschütteln.

Auf dem Weg in die USA kreuzte ich über Grönland auf dem Einreiseformular siebenmal «Nein» an und beschäftigte mich lange mit der Frage C. Sie lautet in etwa: «Waren Sie jemals an Spionage- oder Sabotagefällen beteiligt, an terroristischen Aktivitäten oder Völkermord oder zwischen 1933 und 1945 an Verbrechen von Nazi-Deutschland oder seiner Verbündeten?» Diese Frage stürzte mich in geistige Turbulenzen. Da fliegt man in ein fernes Land, ist offen für Neues, und die erste Begegnung auf der Reise in die Neue Welt ist die mit der Alten Welt, man trifft die unrühmliche Vergangenheit des Landes, aus dem man stammt, auf einem Formular. So absurd die Fragen sind, Grenzbeamte verstehen keinen Spaß; das ist in den USA nicht anders als einst in der DDR. Wer nur ein einziges «Ja» ankreuzt, egal aus welchem Grund, kann noch im Transitbereich auf die Heimreise warten. Sicher, um für etwas Kurzweil auf dem langen Flug zu sorgen, könnte man zumindest die Stewardessen fragen: «War Ungarn mit Deutschland verbündet?» oder «Entschuldigen Sie,

ich weiß nicht, wo ich vor 45 war, da ich erst 69 geboren wurde, aber ...» – und in diesem Moment hätte ich das «r» diabolisch gerollt – «... öch glaube an Wiederrgeborrt!» Immerhin ließen die Amerikaner mit ihrer unvergleichlichen Offenheit keinen Zweifel daran, wen sie unter keinen Umständen im Land haben wollten. Die Hoffnung, Terroristen und Kriegsverbrecher würden das Formular wahrheitsgemäß ausfüllen, hat sich bis jetzt meines Wissens nicht erfüllt. Wie naiv kann man sein? Es fehlt eigentlich nur noch die Frage: «Haben Sie die Absicht, den Präsidenten der USA umzubringen?» Eigentlich nicht, aber jetzt, wo Sie fragen ...

Während hierzulande viele gegen Anglizismen wettern, die Umbenennung von «Servicepoints» in «Auskunftsschalter» fordern, wird man an New Yorker Flughäfen mit dem deutschen Schild «Gepäckausgabe» empfangen, und dabei ist man schon über sechstausend Kilometer von zu Hause entfernt. Vielleicht ist dies dem Umstand geschuldet, dass Deutsche früher die größte Gruppe der Einwanderer in New York stellten, allerdings lange bevor es hier Flughäfen gab. Trotzdem, wenn die Amerikaner eines können, dann ist es, jemanden freundlich zu empfangen – es sei denn, er weist sich als gesuchter Terrorist aus.

Als ich bei meinem letzten Besuch der Achtmillionenstadt die Schiebetür am Ende des Saals der Kofferbänder durchschritt, auf die Menge Einheimischer traf, die Freunde und Familienangehörige erwartete, waren auch wieder die Männer mit den Schildern darunter. Teils handgeschriebene, teils ausgedruckte, auf denen stand: *IBM* oder *Crystal Cruises*, aber auch: *Prof. Gonzales*. Mein erster Impuls war, im Land der angeblich so unbegrenzten Möglichkeiten zu dem Herrn mit ebendiesem Schild zu sagen: «Gonzales, that's me!» Was hätte schon groß passieren können? Bestenfalls wäre ich zu einer dunklen Lincoln-Limou-

sine geleitet und zum UNO-Gebäude gefahren worden, um dort einen Vortrag über die Klimaerwärmung zu halten. Und über die Klimaerwärmung schwadronieren, das kann jeder Deutsche. Wenn die Amerikaner allerdings hoffen, Verbrecher würden sich auf Formularen offenbaren, dann versuchte die CIA vielleicht auch mit diesen Schildern welche zu finden. Vielleicht hielten Mitarbeiter dieses Geheimdienstes Tafeln mit den Namen gesuchter Personen in die Luft? Mr. Mladic, Mr. Bin Laden, Mr. Ahmadedschad? Oh, das bin ich und hier mein Einreiseformular, siebenmal «Ja». Vielleicht war Herr Gonzales ein Drogenbaron oder Diktator aus Südamerika? Zumindest sah der verdächtig lächelnde Abholer so aus, als könne er einem auch lächelnd Handschellen anlegen. Also ging ich lieber unerkannt zum Shuttlebus Richtung Manhattan, wo mich sofort ein Crashkurs in amerikanischer Lebensart erwartete: Der Mann, der am Port Authority Bus Terminal in der 42. Straße das gesamte Gepäck aus dem Laderaum wuchtete, hatte nur einen Arm. Die Vorstellung, ein deutsches Arbeitsamt würde einen Einarmigen als Kofferträger vermitteln, ist völlig abwegig, der Bescheid lautete vielmehr: 100 Prozent schwerbehindert, Invalidenrente, Feierabend. Aber dieser Mann hier war eh nicht von einem Arbeitsamt vermittelt worden. Er hatte sich den Job sicherlich selbst gesucht, ist ins Büro des Managers der größten Bushaltestelle der Welt gegangen, an der jeden Tag zweihunderttausend Menschen ein- und aussteigen, und gesagt: «Okay, ich habe nur noch einen Arm, aber geben Sie mir eine Chance, ich bin schnell.» Und was antwortet ein amerikanischer Arbeitgeber? «Wenn du so schnell bist wie die anderen mit zwei Armen, hast du den Job.» Wurde der Mann ausgebeutet? Vielleicht. Wurde er respektiert? Auf jeden Fall, seine zufriedene Miene ließ keinen Zweifel aufkommen. Er war der Schnellste.

Es waren solche Begegnungen, die mich ebenso viel über dieses fremde Land lehrten wie über das, was meine eigene Heimat ausmacht, das, was es nur bei uns gibt. Wer Deutschland kennenlernen will, sollte weit weg fahren. Deshalb beginnt dieses Buch in Amerika.

Beeindruckend schnell arbeitete auch Carol vom *Jackson Hole Diner* in Queens. Wie war es möglich, dass diese Kellnerin in dem völlig überfüllten Restaurant innerhalb von zwei Sekunden, nachdem ich mich hingesetzt hatte, auftauchte, sich strahlend als Carol vorstellte und mir die Karte reichte? Als Schreibender bin ich viel in Cafés, es lässt sich hier wunderbar notieren und formulieren – dachte ich bis dahin. In Wien saß ich mal vier Stunden bei einer einzigen Melange und kritzelte in meinen Block. Gegen zwei hatte mir der Kellner das Getränk mit einem «Bittschön, der Herr» hingestellt und erst auf mein Zeichen hin um kurz nach sechs abkassiert. «Zweiochtzig, wenn's recht ist.» Gerade in Osteuropa, zu dem Wien gehört, auch wenn es die Wiener bestreiten, weiß man, wie wenig in Schriftstellerstuben geheizt wird. Hier sind schon ganze Romane in Kaffeehäusern entstanden. Carol aus Queens hingegen schaute mich angesichts meiner ausgebreiteten Zettel und Notizkladden bereits beim Servieren ihres Filterkaffees so befremdet an, als hätte ich meine Genitalien entblößt. Alle zehn Minuten fragte sie: «Anything else?» Als ich irgendwann verneinte, hatte ich sofort die Rechnung auf dem Tisch. Ist sie bezahlt, genießt man in einem amerikanischen Restaurant ungefähr den Status eines Penners, der sich nur zum Aufwärmen dort aufhält. Eine absolut literatenfeindliche Umgebung. Zwischen Carols Serviceangriffen war höchstens Zeit für eine Twitternachricht oder einen Eintrag bei Facebook. «Bin gerade in New York, krass groß die Stadt.» Kein Wunder, dass diese beiden Erfindungen aus den USA stammen.

Bei all der Hetze ist nur Zeit für kryptische Nachrichten. «Hey, Leute, Grüße aus Queens. Ess gerade Hot Dog.» Wolfgang Borchert und Kurt Tucholsky wären im *Jackson Hole Diner* verzweifelt.

Ich stieg im schlichten *Ramada Hotel* am Northern Boulevard ab. Sobald ich wieder die Straße betrat, versuchte ich panisch, nicht als Deutscher aufzufallen und schon gar nicht als deutscher Tourist, das wäre mir furchtbar unangenehm gewesen. Deshalb vermied ich es, langsam und staunend die Straßenschluchten zu erkunden, gebannt von der unendlichen Höhe der Häuser in den Himmel zu starren – was eigentlich völlig natürlich wäre, wenn man als Tourist in Manhattan ist. Ich täuschte lieber Eile vor, als habe ich einen Termin. Einheimische strömten aus den U-Bahn-Schächten, sie haben immer ein höheres Tempo, vielleicht auch, weil sie nicht Gefahr laufen wollen, von einem Verrückten angesprochen zu werden, von denen es natürlich viele gibt, zum Beispiel mich oder den Waldarbeiter aus dem deutschen Forst, der als Gastgeschenk eine Motorsäge mitgebracht hatte. Angesichts der Menschenmassen auf Trottoirs, an Ampeln und Überwegen wurde man stehend in wenigen Momenten zu einem Hindernis. Umso weniger verwunderte es mich zu hören, dass einmal ein Mann namens Matthew Jones auf dem Times Square festgenommen worden war, weil er sich geweigert hatte, weiterzugehen. Schwups! wurde er mit dem Gesicht auf den Gehweg gedrückt, ein Knie im Rücken, Plastikschellen um die Handgelenke, denn ein NY-Cop ist kein lieber Onkel, der nett zu einem ist und den man fragen kann, wo sich die nächste Post befindet. Auch ich traf auf Polizisten, die nicht den Auto-, sondern den Fußgängerverkehr regelten, mit den Armen fuchtelten und immer wieder den gleichen Satz schrien: «Go north! Go north!» Was für ein Auftritt! Es juckte mich, selbst einmal die Fußgänger mit «Go

north!» anzubrüllen, aber ohne Uniform hätte das grotesk ausgesehen.

Später merkte ich, es wäre auch ohne gegangen. An mehreren Ampeln beobachtete ich Laienprediger, die versuchten, Autofahrer während einer Rotphase zu bekehren – auf recht eigenwillige Weise. Am lautesten schleuderten sie den Fahrern entgegen: «Ihr werdet alle sterben, ihr kommt alle in die Hölle!» Vielleicht handelte es sich aber auch nur um Vertreter des amerikanischen Automobilvereins, die die Leute hinterm Steuer dazu auffordern wollten, Winterreifen aufzuziehen. Ich gebe zu, ein zutiefst deutscher Gedanke, gehört es doch hierzulande zur Staatsräson, ab Anfang September alle zu verunglimpfen, die sich weigern, zweimal im Jahr eine Werkstatt aufzusuchen, um diesen Reifenwechsel-Terror mitzumachen.

Ich behielt mein erhöhtes Tempo bei. Selbst, als ich längst in der Beschaulichkeit des *Central Parks* angekommen war und an das Ufer des kleinen Sees trat, an dem Väter mit ihren Söhnen Modellschiffe ins Wasser setzen, rief eine Stimme in mir: «Go north, go north!» Meine Sucht danach, mich in der Fremde aufzulösen, meine Farbe der Umgebung anzupassen, unkenntlich zu werden, reichte so weit, dass ich bei meinen Spaziergängen – o Gott, nein, spazieren gehen wäre wieder viel zu deutsch –, also bei meinen Wegen durch Manhattan einen Anzug trug und niemals verräterisches Gepäck dabei hatte. Keinen Rucksack für geschmierte Brote, keinen Fotoapparat. Im südlichsten Zipfel der Stadt, dem Bankenviertel, stieg ich mit fast schon wollüstiger Eile aus der Subway-Station *Wallstreet*, hastete mit flatterndem Schlips an Obdachlosen vorbei bis hin zu den großen Türen der Börse.

Ohne es wirklich zu merken, pflegte ich nicht nur in New York, sondern auf all meinen Reisen diese besonders deutsche Ange-

wohnheit, meine Herkunft zu verleugnen. Es war der krampf-
hafte Versuch, nicht als Deutscher aufzufallen und erst recht
nicht als deutscher Tourist. Dazu kam stets der innige Wunsch,
nicht auf Landsleute zu treffen. Das geht natürlich nicht, denn
egal, ob wir in die Abruzzen aufbrechen, nach Washington oder
in den Himalaja, ein deutscher Tourist wird bei unserer Ankunft
auf jeden Fall anwesend sein, nämlich wir selbst. Begegnen
wir dann anderen Deutschen, die man natürlich schon von
weitem erkennt – an ihrer Art sich zu kleiden, ihrer, da auch
unsere Sprache, die wir schon über weite Strecken gerufen und
gemurmelt verstehen –, dann nickt man diesen Menschen kurz
zu. Wissend, so, wie man jemandem zunickt, mit dem man
schon mal gemeinsam etwas ausgefressen hat, also unauffällig.
Niemand würde man ausrufen: «Hey, ihr seid auch Deutsche?!
Klasse, kommt, wir bestellen vier Bier und klönen mal 'ne Runde
von daheim.» Schon in Spanien frage ich auf Englisch, ob man
Englisch spricht, nicht etwa nach meiner Sprache, das wäre
mir unangenehm. Wenn mir daraufhin die Rezeptionistin auf
Deutsch antwortet, da sie meinen Akzent richtig eingeordnet
hat, ist mir das peinlich. Erst spät wurde mir klar, dass ich mich
mit diesem Verhalten zum Affen machte. Es ist so, als trage man
beim Sightseeing eine Lederhose und glaubte, als Einheimischer
durchzugehen. Diese Selbstverleugnung ist fast schon Tradition
unter Deutschen, selbst bei jenen, die früher und für immer in
Amerika ankamen. Als alle Welt dorthin emigrierte, stellten
sie eine der größten, an manchen Orten die größte Gruppe der
Einwanderer. Die von ihnen geprägten Viertel wie das *Little Ger-
many* in Manhattan – nunmehr als *East Village* bekannt – würde
man heute Parallelgesellschaft nennen. Neuankömmlinge aus
Dresden, Breslau oder Ostfriesland brauchten nicht mal Eng-
lisch lernen, um hier zu leben. In jedem Souterrain fanden sich